

# Das besondere Bilderbuch 34



★ Bernhard Hubner ★  
\*\*\*\*\*



Einar Turkowski: Die Stadt, das Mädchen und ich.

Jacoby&Stuart 2019 · 32 S. · ab 8 · 18.00

978-3-96428-039-8

Wisst ihr, warum mir die meisten Erwachsenen leid tun? Weil sie „den Blick“ verloren haben. Sie sehen nur noch mit den Augen, nicht mehr mit Fantasie (der kleine Prinz würde vielleicht eher das Herz wählen). Aber für die Augen allein, für den scharfen, realistischen Blick wird unsere Welt von Tag zu Tag grauer, unansehnlicher, hässlicher. Wir sind unser eigener Grauer Star.

Vielleicht lieben viele Großeltern deswegen den Kontakt zu ihren Enkeln und vielleicht auch zu Büchern wie diesem: Sie sehen plötzlich wieder mehr und andere Dinge. Das allerdings braucht Übung und manchmal sogar etwas Anleitung, wie hier von dem Mädchen Roberta. Der Erzähler dieser Geschichte ist ein eigentlich kreativer Künstler, vielleicht Einar Turkowski selbst. Denn er beschreibt eine Situation, die jeder Künstler, ob er mit Worten oder Bildern oder Tönen arbeitet, gut kennen wird: Manche kreative Pause wächst zu einer Leere, in der einfach nichts mehr einfallen will. Kein Künstler kann „auf Knopfdruck“ Kunst liefern.

Der hier geht dann durch die Stadt, durch Viertel, die er nicht so kennt, über Wege, die wenig begangen werden, nicht auf der Suche nach Menschen, sondern nach Inspiration. Doch eines Tages beobachtet er ein Mädchen, jene Roberta, die anscheinend im gleichen Blickfeld gänzlich andere Dinge sieht als er. Und sie erzählt ihm von ihren Erlebnissen: Von schwebenden Kugeln und Dachrinneneisenbahnen, von fliegendem Umzugsgut, von Katzen und Drachen. Unser Zeichner ist beeindruckt von soviel Fantasie – nur selbst sehen kann er nichts davon. Doch im Laufe der Zeit treffen sich die Beiden öfter, werden die Berichte ausufernder, und der Zeichner lernt allmählich den Blick hinter die Realität.

Turkowski selbst hat ihn schon längst „drauf“, diesen Blick über die normale Wahrnehmung hinaus. Alle Bücher, die ich von ihm kenne, beweisen das anschaulich. Und doch ist es ein besonderer Kniff, aus einer – wahren oder vorgeblichen – Fantasieblockade ein solches Wunderwerk überrealistischer Irrealität zu erschaffen. Denn es sind nicht die Texte, die uns an der eigenen Sichtweise zweifeln lassen, die wirken wie beiläufige Beschreibungen aus einem Tagebuch oder ähnlichem. Den besonderen Pfiff des Buches entdecken wir in den Bildern, die jeweils eine halbe Aufschlagseite füllen. Und wie sie diese Seite füllen! Der Verlag berichtet, dass Turkowski seine an klassische Radierungen oder Kupferstiche erinnernden Bilder nur mit Blei- und Farbstiften fertigt. Das wäre ja durchaus Kunst, man sieht es ihnen aber nicht an. Fast wie alte Schwarzweißfotos wirken manchen Ansichten auf den ersten Blick, ausgearbeitet und detailliert bis in die Fugen von Straßen und Mauern und die einzelnen Blätter der Pflanzen. Doch kurz bevor sich das Auge in den winzigen Schraffuren und Ziselierungen verliert, entdeckt man leicht farbig akzentuierte „Störfaktoren“, Dinge, die man aus der Wirklichkeit nicht kennt, die sich aber hier scheinbar bruchlos integrieren.



Das, was das Mädchen Roberta berichtet – und der Künstler anfangs angeblich nicht sieht –, das findet sich mehr oder minder deutlich stets schon in den Illustrationen. Ist es deshalb Fiktion oder eher eine Art übersinnlicher Wahrnehmung? Vor allem sind es Wesen, Geschehnisse und Manifestationen einer besonders der Kindheit eigentümlichen Fantasie, die sich nichts einbildet, sondern den Vorstellungen wirklichen Ausdruck verleiht. Um als Erwachsener diese Kunst zu erlernen, braucht man entweder den häufigen Kontakt mit Kindern oder einen Wegbegleiter wie Turkowski, der sich als Übersetzer und Initiator zur Verfügung stellt. Kurz gesagt: Die Welt braucht dieses Buch.



John Hare: *Ausflug zum Mond*. Moritz 2019 · 48 S. · ab 6  
· 14.00 · 978-3-89565-381-0

1933 machte Erich Kästner in seinem gleichnamigen Kinderbuch den damals sehr utopisch erscheinenden Vorschlag, den Schülern in einem „Fliegenden Klassenzimmer“ einen besseren Blick auf die Welt zu ermöglichen. Als ich das Buch in den 1960ern las, war alle Welt davon überzeugt, dass spätestens bis zur Jahrtausendwende eine ständige Besiedlung des Mondes erreicht sei, mit Städten, also auch mit Schulen. Wir wissen, dass das allzu optimistisch war. In seinem Buch jedoch erschafft John Hare, gerade wie einst Kästner, ein fliegendes Klassenzimmer, das diesmal allerdings den Erdtrabanten besucht, damit die Schüler mehr über ihn wissen.

Eine solche Geschichte ließe sich sicher gut erzählen, aber welches Alter würde sich davon angeprochen fühlen? Für die Kleinen wäre es zu viel Text, für die Größeren zu viel Spinnerei. Also wählte Hare einen anderen Weg. Er verfasste ein Bilderbuch ganz ohne Worte, so etwas wie einen Stummfilm auf Papier. Und siehe da: Die Methode funktioniert nicht nur, sie ist schlichtweg verblüffend gelungen. Das liegt allerdings daran, dass dieser amerikanische Grafikdesigner in seinem ersten Bilderbuch gleich alle Register von optischer Brillanz und verzweigter Handlung zieht.

Ich gebe zu, mich erinnerte das Raumschiff auf dem Cover eher an das berühmte Yellow Submarine der Beatles oder die Plakate der „Unglaublichen Reise in einem verrückten Raumschiff“, einer Filmparodie aus den 1980ern. Aber im Verlauf erweist sich die gefühlvoll-knuffig angelegte Optik als genau passend. Denn der Schulausflug der Klasse, die man fast nur in NASA-typischen Astronautenanzügen sieht, mag zwar sehr futuristisch gedacht sein, nimmt aber einen ziemlich irdischen Verlauf. Wie man das aus der eigenen Vergangenheit kennt, geht der Lehrer forscht vorneweg, die überwiegend eifrig-interessierte Klasse trottet hinterher. Die Wanderung auf der Mondoberfläche ist voller Reiz, man erklimmt Kraterränder und springt über Bodenwellen, schließlich hat man nur ein Sechstel des Erdgewichtes. Dennoch gibt es einen, der als Nachzügler den Anschluss verliert, der weniger an Fakten und Erklärungen interessiert scheint als an der Schönheit der im schwarzen Himmel leuchtenden blaugrünen Erdkugel. Ein Träumer und Künstler, wie ihn wohl fast jede Klasse hat.



Als der sich hinter einen Felsen setzt, um mit farbiger Kreide seine Heimat auf den Block zu bannen, übermannt ihn der Schlaf. Logische Folge: Beim Erwachen sind die anderen abgeflogen. Da nützt kein Winken oder Rufen, er sieht das Raumschiff enttschwinden. Doch so schnell ist ein Träumer nicht zu entmutigen. Er setzt sich und malt weiter, heimlich beobachtet von einäugigen Kreaturen in Mondstaubgrau. Die sind fasziniert von seinen bunten Farben und man freundet sich an. Wie die Sache weiter- und ausgeht, solltet ihr selbst lesen.

Es ist jedenfalls eine gleichermaßen stille wie aufregende Geschichte, die wir hier entdecken können. Sie fordert unsere Fantasie, denn obwohl alles sehr gegenständlich gemalt ist, fehlen natürlich Erklärungen. Das ist aber keine Hürde, mühelos erschließt sich die Handlung selbst, vor allem aber die unterschiedlichen Verhaltensweisen und Gefühle von Lehrer, Schülern und unserem Träumer. Besonders entzückt die unkomplizierte Art der Kommunikation zwischen dem Jungen und den Mondbewohnern, höchst friedlich und freundlich geht es da zu, und man versteht sich auch ganz ohne Worte. Eine kleine Anregung für die Erstkontakte zu fremden Menschen, zuhause oder auf Reisen – oder auch bei echten Expeditionen.

Natürlich geht alles am Ende gut aus, wenn auch nicht ganz ohne Missverständnisse. Doch was ein echter Träumer ist, der weiß selbst am besten, wie sich das wirkliche Leben für ihn darstellt. Ich bin auf seiner Seite. Und danke John Hare für sein anrührendes und kluges Plädoyer für die Nicht-nur-Realisten.



Satomi Ichikawa: Freunde sind wir. a. d. Italienischen v. Edmund Jacoby. Jacoby & Stuart 2019 · 32 S. · ab 4 · 14.00 · 978-3-96428-027-5

Freunde – wohl jeder Mensch könnte zu diesem Begriff eigene Erfahrungen beisteuern, eigene Erlebnisse erzählen und in eigenen Erinnerungen schwelgen. Zumindest hoffe ich, dass jeder diese wunderbare „Sache“ kennt und sie wertschätzt. In meinen Augen ist das Schönste an Freundschaft, dass sie ungebunden ist, unabhängig von Alter, Geschlecht, Nationalität oder sonstigen angeblichen Unterscheidungsmerkmalen. Und auch wenn Facebook und ähnliche Plattformen uns anderes versprechen: Freundschaft braucht den direkten „Draht“, den unmittelbaren Kontakt. Der muss nicht ständig vorhanden sein, kann manchmal jahrelange Unterbrechungen hinnehmen, aber ohne Sehen, Hören und Fühlen, dass der andere existiert, wird es nicht gehen.

Kinder sind mit Sicherheit die am meisten „Befreundeten“, das geht ganz schnell, kann sich allerdings auch rasch wieder ändern. Dennoch spielt Freundschaft bei Kindern eine besonders große Rolle, weil sie Langeweile vertreibt, Geheimnisse teilt, Vorbilder schafft, Angriffen von außen standhält, Hürden überwindbarer und überhaupt den Alltag schöner macht. Und genau darum geht es in diesem Buch, das eine Art „Hohelied der (kindlichen) Freundschaft“ singt. Und gerade



das Singen meine ich wörtlich, denn die Textzeilen dieses Buches sind stets gereimte Zweizeiler. Gerahmtd wird die Fülle an Beispielen von Vorzügen und Begleiterscheinungen der Freundschaft von einem Vierzeiler, der die Einleitung, den Schluss und den Rückcovertext bildet:

Freunde sind wir an warmen Tagen,  
Freunde, wenn wir Handschuhe tragen.  
Freunde sind wir von Juni bis Mai,  
Denn Freunde bleiben sich immer treu.

Das erinnert ein wenig an die typischen Gedichte früherer Poesiealbummeintragungen, aber es hat nicht nur den Klang davon, sondern auch die unbestreitbare tiefe Wahrheit. Jacoby ist es gelungen, den Tonfall wie die harmonische Versform glaubwürdig ins Deutsche zu übertragen. Dabei ist es doch ein bemerkenswertes Konglomerat verschiedener Nationaleinflüsse, die sich hier – auch in Freundschaft – die Hand gereicht haben: Eine japanische Autorin, die in Paris lebt, ein Buch, das ursprünglich auf Italienisch erschien und jetzt auf Deutsch vorliegt. Toll!

Mindestens ebenso wichtig wie die Textzeilen sind aber die höchst feinsinnigen Bilder, die die Autorin ebenfalls beisteuerte. Ganz zarte und liebevolle Federzeichnungen sind es, die jeweils fast die komplette Seite gerahmt füllen, in staubig gedeckten Farben koloriert und mit einer delikaten Ausgewogenheit von überbordenden Details und größeren Fast-Leerflächen. Meist stehen sich zwei Versionen eines Motivs gegenüber, in einer Art Vorher-Nachher oder „was daraus entstehen kann“. Wie die Texte, so sind auch die Illustrationen von zeitloser und nicht deutlicher verorteter Allgemeingültigkeit, sie historisieren nicht, könnten aber statt aus der Jetzzeit auch aus vergangenen Jahrhunderten und vielen Ländern der Erde stammen.

Alles zusammen erschafft eine Wohlfühlatmosphäre, die Betrachter jeden Alters ergreifen wird und dabei gleichzeitig Lust auf freundschaftliches Miteinander und Verständnis für den typischen Schabernack erzeugt, wie er Gruppen von Kindern (und manchmal auch Erwachsenen) leicht und gerne entspringt. Ein Buch zum Träumen, für Kinder von den Freuden gemeinsamen Spielens, für die Großen von den Freuden der Kindheit. Und keiner sagt, dass man das nicht aus der Kindheit herüberretten kann.



Brendan Wenzel: *Der stille Stein*. a.d. Englischen von Thomas Bodmer. NordSüd 2019 · 56 S. · ab 5 · 16.00 · 978-3-314-10501-2

Früher habe ich mir immer vorgestellt, das, was ich als Stein auf der Erde liegen sah, sei etwas ganz anderes: Ein Lebewesen vielleicht, das sich nur so langsam bewegt, dass man es für tote Materie hält. Oder ein Speichermedium einer unbekannten Zivilisation, die darin, unsichtbar ohne entsprechendes Lesegerät wie bei einer CD z.B., alle Informationen und alles Wissen konserviert hat, nur dass ich es nicht entziffern konnte. Auch über Größenverhältnisse dachte



ich nach: Wie so ein Brocken riesig für eine Ameise wirken musste, aber winzig für einen Elefanten. Was man als Kind eben so denkt.

Brendan Wenzel geht in diesem Buch einen ähnlichen Weg, aber er geht ihn viel bewusster und viel weiter, als ich mir das jemals ausgemalt hätte. Auch hier geht es eigentlich immer nur um einen Steinbrocken, immer um ein und denselben. Der tut nichts, liegt nur da und „ist“:

Ein Stein lag still  
mit Wasser, Gras und Dreck,  
und er war, wie er war,  
wo er war in der Welt.

Das scheint zunächst langweilig und uninteressant. Wenig habe ich früher so gehasst wie das monotone „Es ist was es ist was es ist“. Doch dabei bleibt es hier eben nicht. Denn Wenzel lässt alle Tiere, die dem Stein begegnen, ihre ganz individuelle, subjektive Sicht dieses Steines schildern – und das sind eigentlich unendlich viele Aspekte. Natürlich muss die Zahl gekürzt werden, aber für 56 Seiten hat es immerhin leicht gereicht.

Da ändert sich die Farbe nach Tag, Dämmerung und Nacht, die Oberfläche variiert je nach Witterung und Größe und eigener Beschaffenheit des Passanten, die Proportionen wechseln, abhängig von eigener Körpergröße und Entfernung. Vor allem aber spielt der scheinbar teilnahmslose Felsbrocken aber ganz unterschiedliche Rollen im Leben der Tiere: Für manche ist er Bedrohung, für andere Heimat, für wiederum andere Küche oder Thron. Was lernen wir daraus? Nichts ist, was es ist. Sondern alles ist das, was wir darin sehen oder daraus machen. Das gilt natürlich für einen Stein auf dem Boden, aber es gilt ebenso für alles, was uns umgibt und dem wir begegnen. Nichts ist nur einfach, alles hat eine Bedeutung, auf jeden Fall für uns, vielleicht aber auch für sich selbst.

Da man sich die Beschreibungen unterschiedlicher Eindrücke und Empfindungen aber manchmal schwer vorstellen kann, gibt es zu den wenigen Sätzen des Textes noch ganz wundervolle Bilder, die eine große suggestive Wirkung entfalten. Auch sie spielen mit Perspektiven, Strukturen und Lichteffekten, zeigen die „Autoren“ der unterschiedlichen Ansichten (also die Tiere) in changierenden Szenen zwischen ekstatischem Farbwirbel und meditativer Ruhe. Die dabei verwandte Technik ist schwer zu entschlüsseln, möglich ist eine Mischung von Pinselarbeit und Collage, aber auch der Computer könnte so etwas heute. Auf jeden Fall wird man nach der Lektüre keinen Stein mehr als toten, grauen Brocken und weiter nichts sehen können, er hat sich mit einer Magie aufgeladen, die noch lange nachwirken dürfte – und darf.



Liu Xun: Zähnchen, Zähnchen, auf das Dach! a.d. Chinesischen von Leonie Weidel. Edition Bracklo 2019 · 36 S. · ab 6 · 19.80 · 978-3-946986-05-8

Manche Kinder können es gar nicht erwarten, bis endlich der erste Milchzahn ausfällt: Jetzt sind sie schon so groß, beinahe erwachsen. Manchmal scheint das ein größerer Einschnitt im Leben zu sein als die Einschulung, obwohl beides zu ähnlichen Zeiten geschieht. Was man mit diesem Zähnchen macht, darüber gibt es die unterschiedlichsten Vorstellungen und Rituale. Bei uns hat sich inzwischen die Zahnfee dafür etabliert, gesammelt werden die Zähne meist sowieso (ich habe meine Milchzähne auch noch in einer alten Leukoplastdose, allmählich sind es ja Antiquitäten). In China, so lernen wir hier, soll man den ersten ausgefallenen Milchzahn auf das Dach werfen, damit das Kind groß und stark wird.

Der kleinen Niuniu ist es heute Nacht passiert, ihr Schneidezahn ist ausgefallen. Da sie vom Opa weiß, was dann zu tun ist, sucht sie ihn, denn nur er ist stark genug, den Wurf bis aufs Dach zu schaffen. Da fällt ihr ein, dass er zum Haareschneiden wollte. Leise schleicht sie sich aus dem Haus, denn es ist noch früh und die heimliche Gasse still. Wie immer begegnet sie vielen Freunden, Kindern und Erwachsenen, denn die alte Gasse ist wie eine große Familie. Und während sie erst zum Friseur geht, den Opa dort aber nicht findet, weil er schon bei den Schachspielern sitzt, vergeht die Zeit.

Die alte Gasse erwacht mehr und mehr, es wird lauter und turbulenter. Am Ende geht der Opa mit ihr nach Hause, wirft den Zahn mit dem titelgebenden Spruch auf das Dach und erzählt der Kleinen, dass schon sein eigener Milchzahn und der von Niunius Vater dort liegen, beschützt vom alten, grashalben Dach. Doch die Tage des alten Hauses und der engen Gasse sind gezählt. Überall sieht man rote Schriftzeichen in einem Kreis, die bedeuten, dass die Häuser demnächst abgerissen werden, um Platz für große Hochhäuser mit modernen Wohnungen zu schaffen. Gerade so, wie dem ausgefallenen Milchzahn neue, größere Zähne folgen werden.

Hierzulande haben wir so etwas in den späten 1960er Jahren erlebt, als im Westen Altbauten und enge Stadtquartiere rücksichtslos platt gemacht wurden, um „modern“ – und wie wir heute wissen, gesichtslos – gestaltet zu werden. Das mag die Städteplaner begeistert und beflügelt haben, die dort Wohnenden haben dem Alten sicher manche Träne nachgeweint. Schließlich sind Häuser nicht nur „Behausungen“, sondern auch gefüllt mit Erinnerungen, die von jeder abgeplatzten Ecke und jedem Riss in der Wand aufs Neue belebt werden. Die Volksrepublik China versucht jetzt mit Riesenschritten und auch mit leicht gewaltsamem Nachdruck, ganz schnell den Sprung in die Jetztzeit, in die Moderne zu schaffen. Auf der Strecke bleiben nicht nur alte Quartiere, sondern auch die gemütliche, familiäre Lebensweise, die nur in solchem gewachsenen Umfeld existierte.



Liu Xun hat dieser allmählich historisch werdenden Wohnform ein mehr als eindrucksvolles Denkmal gesetzt, indem sie in dieser Geschichte die jeweils realen Veränderungen von Zahnbefest und Wohnsituation miteinander verknüpfte. Bereits der leicht eingängige Text vermittelt die Erinnerung an eine verlorene Welt. Doch noch eindringlicher gelingt das den zart aquarellierten Zeichnungen, die auch die passenden optischen Reminiszenzen dazu liefern. Auf den ersten Blick denkt man schnell, wie rückständig doch diese Gasse sei, mit zerbröselnden Wänden, bröckelndem Putz und wilden Drahtinstallationen zur Stromversorgung. Der zweite Blick jedoch enthüllt die Intimität dieser Bereiche, wo die Menschen auf der Gasse lesen oder schlafen, überall Pflanzen und Vogelkäfige abgestellt sind und die Katzen und Hunde herumschleichen.

Man kann sich leicht vorstellen, wie sicher sich ein vermutlich ca. sechsjähriges Mädchen in dieser freundlich-vertrauten Umwelt fühlen mag, wo jeder Jeden kennt und auch ein wenig über den Nachbarn wacht. Ob das in der „schönen“ Zukunft auch noch so sein wird? Die kalten Beton- und Glastürme an der Peripherie lassen Schlimmes ahnen. Weder Liu Xun noch Niuniu oder ihr Opa werden die Entwicklung aufhalten, aber wenigstens die Erinnerung an eine vergehende Welt erhält sich so auf eine recht wehmütig stimmende Weise. Danke dafür – und schade, dass man hierzulande so eine Geschichte kaum sieht.



Julie Fogliano & Lane Smith: Das Haus, das ein Zuhause war.  
a.d. Amerikanischen v. Uwe-Michael Gutzschhahn. Sauerländer 2019 · 48 S. · ab 4 · 16.00 · 978-3-7373-5623-7

Im Spätprogramm des Fernsehens, wo es seine Schätze verbirgt, gibt es eine Sendereihe über „Geheimnisvolle Orte“, meistens verlassene Häuser, stillgelegte Fabriken und Schächte, Tunnel und Bunker. Orte, die nicht mehr genutzt werden, aber noch die Ahnung alter Erinnerungen in sich tragen, faszinieren uns. Doch man muss gar nicht lange suchen, um so etwas auch in der näheren Umgebung zu finden. Häuser, die nicht mehr bewohnt werden, gibt es auch hierzulande.

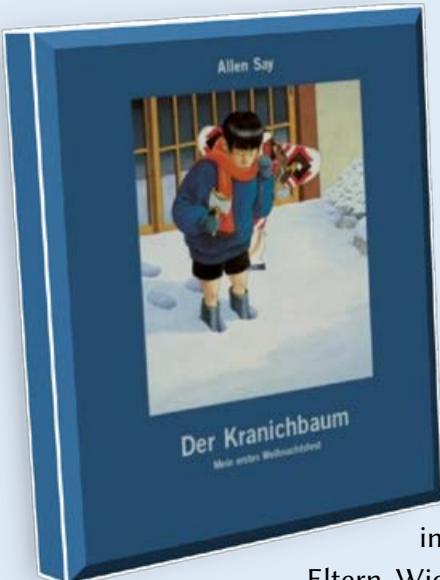
Im vorliegenden Buch ist der Schauplatz irgendwo in Amerika, und die darin herumstöbern sind zwei Kinder. Im Wald haben sie ein altes Haus entdeckt, das langsam zerfällt. Die Wände sind schon schief, die Farbe blättert und durch das Dach wachsen Zweige. Doch so morsch das Haus auch erscheinen mag, noch finden sich zahlreiche Zeugnisse der früheren Bewohner: Dosen und Flaschen, Bilder und ein Grammophon, Sessel und Spiegel. Kein Wunder, dass die beiden Kinder sich den Kopf zerbrechen, wie es hier wohl früher zuging. Sie sprudeln über vor Ideen, träumen sich in mögliche Situationen und Weltgegenden, wo die ehemaligen Besitzer zu finden sein könnten.

Das explodiert förmlich vor Fantasie, vom Kapitän und Piloten reicht die Skala der Möglichkeiten bis zum Cowboy oder Königspaar. Bis zum Schluss werden die Kinder nichts Genaues wissen, und auch wir als Leser bleiben mit unseren Fragen allein. Aber spannend ist so ein Ausflug, und



auch die Gedankenspiele beschäftigen leicht bis zum Abendessen, wie es auch unseren Beiden hier geht. Nun wären offene Fragen in Textform nicht wirklich interessant, trügen auch kaum eine Geschichte über 48 Seiten. Doch dies ist ja ein Bilderbuch, und ein besonders gestaltetes dazu. Die Technik der überbordenden doppelseitigen Illustrationen ist gar nicht leicht zu beschreiben. Es ist eine Mischung von fast pointillistischen Farbflecken, die wie getupft wirken oder wie ölgemischt. Dazu kommen konturierende Zeichnungen, die Details herausarbeiten, Gesichter, Pflanzen und Tiere. Und es gibt klar abgegrenzte Ranken, Wege oder Einzelheiten, die einfarbig hell oder dunkel wie nachträglich eingefügt wirken und die Bilder vervollständigen. Die nur gedachten Vorstellungen der Kinder sind im Gegensatz dazu deutlich strukturierter und klarer vereinfacht.

Alles zusammen ähnelt einerseits einem fast impressionistischen Farbenrausch, der aber eine stimmungsvolle und lichterfüllte Atmosphäre erzeugt, die dem Geheimnis um das alte Haus eine eindrucksvolle Optik verleiht. Ich bin mir zwar nicht sicher, ob ein vierjähriges Kind die flirrenden Formen und Farben wirklich schätzen wird, aber für mich als Erwachsenen ist es perfekt visualisiert. Und der Gedanke, ob ein verlassenes Haus eigene Erinnerungen bewahrt und vielleicht sogar darauf wartet, dass seine früheren Bewohner irgendwann wieder den Schlüssel im Schloss drehen, hat etwas sehr Anregendes und auch Tröstliches. Verfallende Häuser erinnerten mich bisher immer an Leidende und auch Sterbende, dieses Buch hat meine Wahrnehmung verändert. Danke dafür.



Allen Say: *Der Kranichbaum. Mein erstes Weihnachtsfest.*  
a.d. Amerikanischen von Gabriela Bracklo. Edition Bracklo  
2019 · 34 S. · ab 6 · 19.80 · 978-3-946986-06-5

Was werden Kinder sagen, die den ersten Satz dieses Buches lesen? „Als ich noch zu klein war, um lange Hosen tragen zu dürfen, machte sich Mama immer Sorgen, ich könnte im Teich der Nachbarn ertrinken.“ Wer kann sich das heute noch vorstellen? Ich kann das, denn in meiner Kindheit in den 1950ern waren kurze Hosen für Jungen auch von Ostern bis Oktober „Pflicht“. Die Sorge mit dem Ertrinken im Teich allerdings passt mir eher zu den heute üblicheren Helikopter-Eltern. Wie auch immer, der unbekannte japanische Junge in diesem zauberhaften Bilderbuch ertrinkt zwar nicht im Teich, holt sich aber beim Spielen am Wasser im Winter eine tüchtige Erkältung. Deswegen hat er auch ein bisschen Angst, dass seine Mutter auf ihn böse sein wird, doch als er nach Hause kommt, ist seine Mutter zu beschäftigt, um zu schimpfen: Sie faltet Kraniche aus Origami-Papier.

Das ist eine japanische Sitte, wenn man einen besonders großen Wunsch hat – ► [man faltet tausend Origami-Kraniche](#). Was der Wunsch der Mutter ist, erfahren wir erst später, aber sie tut an diesem Nachmittag noch einige für den Jungen sehr unverständliche Dinge. Er selbst aller-



dings muss zunächst heiß baden und dann, nach einer Reisschleim-Suppe, wird er ins Bett gedeckt. Erst später kommt seine Mutter zu ihm und erklärt sich: Sie stammt ursprünglich aus einem fernen Land namens Kalifornien, wo man am Datum des aktuellen Tages einen Baum ins Haus holte, mit Kerzen und Dekoration schmückte und Geschenke austauschte. Es ist nämlich der Weihnachtstag, und die Kraniche sollen mit Kerzen zusammen eine Kiefer aus dem Garten schmücken. Der Junge kennt diesen Brauch nicht, findet aber sowohl den Lichterbaum als auch die folgenden Ereignisse höchst wunderbar. Denn mit dem Baum allein ist Weihnachten ja noch nicht komplett.

Es ist faszinierend, einmal durch die Augen eines nicht in unseren Traditionen aufgewachsenen Menschen die Begleitumstände unseres Weihnachtfestes zu betrachten. Für uns ist dies alles selbstverständlich, dazu meist noch verquickt mit allem möglichen Kitsch und Konsum. Dieser Junge erlebt ein ganz persönliches Weihnachtswunder, sogar ohne dass auf den christlichen Hintergrund hingewiesen wird. Das Wichtigste der Botschaft allerdings ist vorhanden: Es geht um Frieden, um Liebe und Füreinander-da-sein. Und da der Junge eigentlich in Sorge war, seine Mutter könne ihm allzu böse sein, er vergeblich auf ihren „Krankenbesuch“ wartete und sich schuldig fühlte, ist der Kontrast zu dem überraschenden Höhepunkt des Abends umso heftiger.

Allen Say schreibt diese Geschichte in einer sehr einfachen, aber gefühlvollen Sprache, die auch in Gabriele Bracklos Übersetzung natürlich und unverstellt klingt. So schön aber der Text auch ist, er wird von den Bildern noch übertroffen. Say zeichnet in einer fast hyperrealistischen Weise Momentaufnahmen, die keinen Augenblick Zweifel an der Verortung der Geschichte lassen, aber dennoch universell verständlich bleiben. Kunstvolle Blickführungen, meisterhafte Stoffdarstellungen und Faltenwürfe, tiefe Ruhe sowie ein dramaturgisch gekonnter Umgang mit Nähe und Ferne, Fülle und Leere – all das erfreut nicht nur das Auge des Betrachters, sondern schafft dabei auch Raum zu eigenem Nachsinnen und Meditieren. Jede Körperhaltung, jedes mimische Detail spricht mehr, als jeder Text das könnte. Und wenn wir im Nachwort erfahren, dass Allen Say von amerikanischen Freunden aufgezogen wurde, weil „sein“ Schneemann nur aus zwei statt der üblichen drei Schneekugeln bestand, versteht man sofort, warum ihn die deutsche Ausgabe seines amerikanisch-japanischen Bilderbuches so freute: Es sind deutsche Traditionen, die Weihnachten überwiegend und weltweit prägen. Was für eine anheimelnd-fremdartige Weihnachtsgeschichte!



Marina Jansohn: *Papas Päckchen*. Jacoby&Stuart 2019 · 32 S. ·  
ab 7 · 14.00 · 978-3-96428-030-5

Es ist Oktober. Während das Wetter trüb, dunkel und unfreundlich ist, verabschiedet sich die Natur scheinbar vom Leben, wir Menschen gedenken unserer Toten. Und da das nahende Weihnachtsfest heutzutage viel mit Kaufen und Konsum zu tun hat, beginnt langsam die Zeit des Geschenkbesorgens, und wir kehren immer öfter mit einem Paket vom Einkauf zurück. Dies scheint auch die Situation zu sein, mit der dieses Bilderbuch



beginnt. Jahreszeitlich legt es sich nicht fest, doch jede Person in den Momentaufnahmen einer Großstadt trägt eines oder mehrere Päckchen mit sich, gut verpackt und verschnürt, und in festes Papier gehüllt, das den Inhalt verbirgt.

Es ist eine stehende Redensart, dieses „Jeder hat sein Päckchen zu tragen“. Und es bezieht sich nicht auf unsere Einkäufe, so einfach die Parallelen auch wären. Im ersten Moment schien mir die sinnfällige Analogie sogar ein wenig banal, eine Alltagsredensart eben, wie man sie gedankenlos schon mal äußert. Doch hier steckt mehr dahinter. Wenden wir uns zunächst ausnahmsweise den Bildern zu, so sehen wir viele Menschen, gezeichnet mit sicherem, leicht karikierendem Strich, nur wenige kolorierte Akzente in einer grauen, fast tristen Umgebung. Wir wissen aus dem Text, dass es Szenen aus einer S-Bahnfahrt sind, doch die Waggons sind unmöbliert, alle stehen oder hocken auf ihren Bündeln, die sie eher unwillig transportieren – bis auf den Hund, der sich der verschlossenen Hundekekspackung gerne etwas intensiver widmen würde.

Allmählich schält sich heraus, dass der Junge Ole und sein Papa die Hauptpersonen sind. Beim Anblick einer beliebten Frau mit einem Riesenpaket entschlüpft dem Vater das Wort vom „Päckchen Leid, das jeder zu tragen hat“. Ole fragt nach, wie groß denn das Päckchen seines Papas sei. Doch dieser schweigt nur traurig. Als sie in der Nacht zuhause sind, macht sich Ole daran, dieses Päckchen aufzuschnüren, das Papa fest verschlossen hat. Darin duftet es nach Blumen – und Mama sitzt darin und winkt ihm zu. Hier verlassen wir die Realität, in der die Mutter des Jungen tot ist und erleben sie in den folgenden Szenen als kleinen „Geist“, der in vielen Gedanken und Gesprächen anwesend ist. Gemeinsam stellen sich die Beiden ihren Erinnerungen und kommen allmählich vom Weinen wieder ins Lachen zurück. Und für das Päckchen finden sie auch eine Verwendung.

Man muss bei diesen Bildern erstaunlicherweise nicht selbst mit den Tränen kämpfen. Marina Jansohn erzählt ihre Geschichte recht lakonisch, aber sehr nachvollziehbar und anrührend, ohne in tiefe Trauer abzugeleiten. Denn obwohl die Personen sämtlich eher niedergeschlagen, niedergedrückt wirken, schimmert überall Hoffnung hindurch. Häufig finden sich Blumen versteckt neben den Päckchen, und vor allem die Erinnerungen belasten weniger, sondern rufen schöne Zeiten aus der Vergangenheit zurück, die die Trauernden allmählich wieder froh machen: Sie haben sich noch – und ihre Erinnerungen. Gefühle spielen also durchaus eine starke Rolle in diesem Buch, aber sie haben einen positiven Unterton, der sich mehr und mehr Bahn bricht und letztlich über die Trauer siegt. Die Symbole dafür sind eigentlich geläufig: Das Päckchen, die graue Leere, die Wellenbewegung des Meeres, das Loslassen, die Möve als Bild der befreiten Mutterseele in den Lüften. Doch wie Jansohn das umsetzt und miteinander kombiniert, beeindruckt nicht nur, sondern weckt Mut und Hoffnung. Für Kinder sind diese vielen Erwachsenen geläufigen Bilder ja auch unverbraucht, sie wirken auf jeden Fall und helfen bei der Bewältigung drückender Situationen. „Tod im Kinderbuch“, das ist ein schwieriges Thema, dem hier ein angemessener und kindgerechter Ausdruck verliehen wird. Ermutigend und berührend.



Mascha Kaléko & Hildegard Müller: *Der König und die Nachtigall*. Tulipan 2019 · 36 S. · ab 6 · 15.00 · 978-3-86429-453-2

Man kennt sie und achtet dennoch selten darauf: Sprichwörtliche Paare, die nicht unbedingt unserer Vorstellung eines „Paars“ entsprechen. *Hinz und Kunz* ist so ein Fall, *Elefant und Maus* – oder eben *König und Nachtigall*, wie hier. Warum der Volksmund ausgerechnet diese beiden miteinander verbindet, weiß ich nicht. Aber schon Hans-Christian Andersen veröffentlichte 1843 ein Märchen, das von diesem „Paar“ erzählte. Und auch dort gibt es kein glückliches Ende.

In dieser Geschichte der großen Mascha Kaléko entdeckt der König „aus dem Schloss Sowieso im Lande Werweißwo“ eines Tages den optisch unscheinbaren, aber sehr begabten Singvogel. Und sofort erwacht seine Besitzgier, er gibt den Auftrag den Vogel zu fangen. Nicht, dass er ihn schlecht behandeln möchte – er soll fortan im goldenen Käfig leben, in ein Prunkgewand gekleidet, und die feinsten Speisen des Hofkochs verzehren. Doch es kommt, wie es mächtigen Egomanen häufig ergeht. Nicht jeder tanzt gerne nach ihrer Pfeife, sprich: singt zu ihren Bedingungen. Die Nachtigall schweigt jedenfalls, lässt sich auch durch ein Konzert der Hofmusiker nicht aufmuntern und ist, nach den ebenfalls literarisch berühmten drei Tagen, tot.

Könige mögen reich und mächtig sein, klug sind sie nicht immer. Oft sind sie sogar wie Kinder. Sie wollen haben, sie wollen bestimmen, und sie meinen es ja nur gut. Also braucht es erst den Hofweisen, um dem Herrscher seinen Fehler zu nennen: Eines schickt sich nicht für alle – oder, ebenfalls geläufig – jeder soll nach seiner Fasson glücklich werden. Das kennt man zwar aus dem Munde erfahrener Menschenführer, aber wie oft handeln Politiker, weltliche und geistliche Führer oder auch Eltern gänzlich anders, eher „königlich“. Und, heruntergebrochen auf die Ebene dieses Buches, wie viele Haustiere mussten „vor der Zeit“ das Zeitliche segnen, weil ihre kindlichen Besitzer sie fälschlich so behandelten, wie sie selbst es liebten?

Bleiben wir also vordergründig in diesem Bilderbuch, wohl wissend, wie universell Mascha Kaléko ihre Geschichte meinte. Hier ist es in Wort und Bild eine Mahnung an Kinder, anderen ihre Freiheiten zu lassen und auch für sich selbst ihren eigenen Weg zum Glück zu suchen und ihn zu gehen, egal was andere vielleicht erwarten. Kaléko vermittelt ihre Botschaft in einfachen, grundverständlichen gereimten Vierzeilern,bettet die Titelgeschichte in einen Alltagsrahmen, der sich wie eine Jahrmarktsmoritat, ein Bänkelgesang, sehr plakativ und moralisierend zum eigentlichen Märchen öffnet. So geerdet fällt es aber Kindern sicher leichter, die etwas realitätsferne Handlung in ihre Erfahrungswelt umzusetzen.

Eine genial darauf abgestimmte Partnerin hat sich dabei in Hildegard Müller gefunden, deren mit starkem und sicherem Strich formulierten Illustrationen im positiven Sinne ebenfalls plakativ sind. Der an einen kleinen Jungen mit Krönchen im Lockenhaar erinnernde König zieht mit rotem Anzügelchen und Hermelinkragen alle Blicke auf sich, selbst wenn die momentanen Akteure wie



Vogelfänger, Hofkoch oder Hofmusiker den größeren Bildanteil für sich beanspruchen. Die Nachtigall, als zweite Titelperson, verschwindet fast unter Samtkleid und goldenen Gitterstäben, niedergedrückt von der Trauer über die verlorene Freiheit und unglücklich über die ihr aufgezwungene Rolle. Schon farblich kontrastiert die heitere Unbekümmertheit der kleinen Majestät mit dem dräuenden Unwetterhimmel des Vogels. Doch als der immerhin lernfähige König die Wahrheit akzeptiert, deren unmittelbare Folge er nicht mehr ändern kann, weitet sich der Blick wieder in unseren Alltag, wo die Nachtigall noch fliegt und singt – wenn wir sie lassen. Ein wunderbares Plädoyer für eine Toleranz, die andere Lebensweisen nicht nur duldet, sondern als Weg zum individuellen Glück sogar fördert. Bitter nötig in unserer Zeit.



Mark Janssen: *Ich bin eine Insel*. a.d. Niederländischen v. Eva Schweikart. Sauerländer 2019 · 32 S. · ab 5 · 14.99 · 978-3-7373-5644-2

Als im Jahr 1984 Wolfgang Petersen die „Unendliche Geschichte“ von Michael Ende verfilmte, war eines jener Wesen, die mich im Film am meisten beeindruckten, die „Uralte Morla“, jene riesige Schildkröte, die ein bewachsener Berg zu sein scheint, bis sie sich, gestört in ihrem tausendjährigen Schlaf, erhebt und zu Wort meldet. Die Vorstellung, dass große Bodenformationen etwas anderes als eben Erhebungen sein könnten, faszinierte mich. Und gerade Schildkröten, die eher für langsame, fast unmerkliche Fortbewegung bekannt sind, eignen sich für solche Fantasien. Das sahen schon Völker der Frühzeit, vor allem die Inder, so, die solche Tiere zum tragenden Element ihrer Schöpfungsgeschichte machten. Und jetzt also Mark Janssen.

Er geht nicht bis zur Trägerschaft der gesamten Erde, sondern siedelt seine Geschichte eine Nummer kleiner an. In seinem Bilderbuch sinkt in einem heftigen Sturm ein Schiff auf hoher See, und die Überlebenden, Mann, Mädchen und Hund, retten sich auf eine kuppenförmige Insel. Sie bauen sich eine Hütte und richten sich bis zu einer – hoffentlichen – Rettung häuslich ein, nicht ahnend, dass diese „Insel“ eben der Panzer einer riesigen Wasserschildkröte ist, die in der Folge bemüht ist, ihre „Passagiere“ vor Gefahren zu beschützen. Erst als am Ende wirklich Rettung naht, zeigt sich, dass zumindest das Mädchen um die Natur ihres „Zufluchtsortes“ wusste.

Janssen macht aus seiner einfachen und recht kurzen Geschichte nicht nur ein Symbol für die gegenseitige Abhängigkeit von Mensch und Natur, hier allerdings mit einem real weniger vorhandenen Interesse der „Natur“ am Wohlergehen ihrer Mitbewohner. Vor allem lässt er in seinen Bildern ein expressionistisches Feuerwerk von Farben und „Wesen“ des Meeres und Himmels darüber los. Entfesselt tummeln sich Fischschwärme und mögliche Feinde in der Tiefe, erglüht der Himmel in den prächtigsten Farben von Grün bis Violett, jagen Flamingos durch die Lüfte, alles stets im Verschwimmenden, Unscharfen aufgrund der Aquarelltechnik. Die Eigenbeweg-



lichkeit der Schildkröte erlaubt es dabei, dass die Reisegefährten sämtliche Klimazonen erfahren, tropische Stürme wie den klimgenden Frost der Polarmeere überstehen und den entsprechenden Vertretern der jeweiligen Fauna begegnen.

Manches in der Darstellung ähnelt dabei dem, was Kindern in ihrer Fantasie dazu einfallen würde, manches ist vielleicht ein wenig zu expressionistisch für Fünfjährige, aber auch die soll man in unserer Zeit mit ihrer Bilderflut nicht unterschätzen. Alles zusammen ist dieses Buch jedenfalls eine Hymne auf die Vielfalt des Lebens und die Verflechtung der Ökosysteme, gleichzeitig aber auch eine Aufforderung zu achtsamem Umgang mit Naturphänomenen, die man vielleicht nicht auf den ersten Blick versteht. Die das Ich-Bewusstsein einer Schildkröte sicher übersteigende Vorstellung, eine Insel sein zu können, darf man als kindgemäß durchaus hinnehmen, als wissenschaftlich fundiertes Statement ist der Titel nicht gedacht. Und wo ein Johannes Mario Simmel einst mit dem Titel „Niemand ist eine Insel“ in erster Linie auf menschliche Verlorenheit und Einsamkeit abhob, steht hier als positive Deutung der rettende und bergende Charakter im Vordergrund, wie ihn ein Schiffbrüchiger ganz sicher empfinden würde. Wenn eine solche Fahrt wirklich möglich wäre – ich möchte sie ausprobieren. Ein experimentelles, aber sehr eindrucksvolles Kunstwerk, das jede Empfehlung wert ist.



Ivan Gantschev: *Der Weihnachtzug*. classic-miniedition  
2019 · 32 S. · ab 4 · 10.00 · 978-3-86566-363-4

Viele Kinder und Erwachsene sind fasziniert von Zügen, nicht umsonst boomt noch immer das Modelleisenbahngeschäft. Nicht weniger in Bann schlagen uns aber Zugunglücke, denn eines der wesentlichen Merkmale der Eisenbahn ist ihre scheinbar unverrückbare und damit sichere Bindung an die Schiene, die aber gleichzeitig jede kleine Abweichung oder jedes Hindernis gnadenlos in die Katastrophe münden lässt. Nun ist dies kein Bilderbuch über ein Zugunglück, sondern über die Verhinderung eines solchen. Und doch packt es auch einen erwachsenen Leser, wieviel mehr ein Kind, wobei die untere Altersgrenze des Verlages mit 3 Jahren mir zu früh ansetzt. Das Buch wurde schon 1982 verfasst und erschien in einem anderen Verlag 1988, doch diese liebevoll verkleinerte Ausgabe ist handlich und ausreichend groß zugleich.

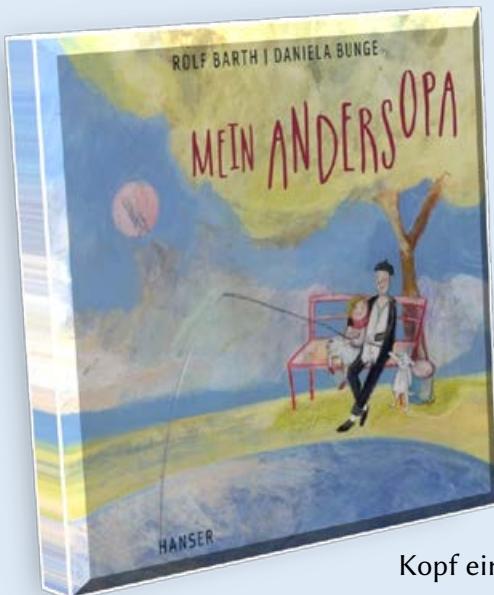
Beginnen wir hier ausnahmsweise einmal mit den Bildern. Es sind Aquarelle, die mit Bleistift und Feder zusätzliche Details erhielten. Bei einer Weihnachtsgeschichte kann man fast voraussetzen, dass sie im Schnee spielt. Dennoch habe ich noch niemals Aquarelle gesehen, die die zerfließende Unschärfe, die Weichheit des Schnees so erstaunlich plastisch, so fühlbar wiedergaben. Dieser Ivan Gantschev ist wirklich ein Künstler, dem, neben der Landschaftsgestaltung, auch Figuren, Szenerien, sogar Gefühlsäußerungen auf einfach geniale Weise gelingen. Dabei scheint mir die Kombination technischer Maschinen wie eines Zuges mit Hochgebirgslandschaften und Kinderszenen schwierig, was man diesen Bildern aber überhaupt nicht anmerkt. Gerade der Kontrast



zwischen riesigen Loks und noch größeren Bergen und Brückenbauten einerseits und dem kleinen Mädchen und seinem Hund, die die Hauptrolle spielen, wird in den Proportionen und Perspektiven anschaulich überhöht. Bei aller Kunst verlässt die Darstellung aber nicht die Grenzen der Realität. Wir sind nicht im amerikanischen „Polarexpress“.

Worum geht es denn überhaupt? Es ist eine Erinnerung des Autors an die Erzählungen der Tante Malina bei einem Weihnachtsfest in dem Bahnwärterhäuschen, wo alles beginnt. Am Weihnachtsabend geht ihr Vater, der Bahnwärter Wassil (gleichzeitig Großvater Gantschevs), noch einmal die verschneite Hochgebirgsbahnstrecke ab, damit der kommende Schnellzug freie Fahrt hat. Während seiner Abwesenheit hört Malina, seine damals kleine Tochter, ein lautes Donnern und Poltern, hinter dem sie einen Felssturz vermutet. Sie geht nachschauen – und findet es genauso: Ein Brocken versperrt mitten auf den Gleisen den Weg. Glücklicherweise hat sie vom Vater oft genug gehört, dass man in einem solchen Fall den Zugführer warnen muss. Und da Wassil nicht greifbar ist, kümmert sie sich selbst darum. Wie sie das macht, ob sie erfolgreich ist und was daraus entsteht, das verrate ich hier nicht. Aber es ist eine anrührende Geschichte von Mut und Einfallsreichtum, wie man ihn einem kleinen Mädchen nicht automatisch unterstellen würde.

Gantschev erzählt seine Geschichte im Stil einer Reportage, zwar in der Vergangenheitsform, aber doch so lebendig, als wäre man selbst mittendrin. So ist es kein Wunder, dass man mit ihr fieberhaft überlegt, was zu tun ist, mit ihr hofft, dass sie es rechtzeitig schafft und mit den Lokomotivführern beim Anblick der Gefahr einen Heidenschreck bekommt. All das aber ohne reißerisches Übertreiben, nur so, wie Malina das vielleicht selbst erzählen würde. Gibt es eine Moral? Nicht im gängigen Sinne, es ist zunächst einfach die Geschichte eines weihnachtlichen Abenteuers, einer Rettung aus Lebensgefahr. Und doch ist es auch ein Aufruf zur Courage, nicht einfach zuzusehen, sondern zu helfen. Etwas, was man den häufigen Unfallgaffern als sinnvolleres Tun empfehlen könnte. Für Kinder ist es eine spannende Geschichte, die passend zum Datum ein gutes Ende findet. Und das ist mehr als genug.



Rolf Barth & Daniela Bunge: *Mein Andersopa*. Hanser  
2018 · 32 S. · 14.00 · ab 6 · 978-3-446-26057-3

Wir werden alle älter. Jeden Tag um 24 Stunden. Darüber kann man jammern, aber ich sage dann nur: Wer nicht alt werden will, muss jung sterben. Man kann auch stolz darauf sein, ich kenne viele alte Leute, die sich immer als „im Soundsovielen“ bezeichnen – das klingt nach einem Jahr mehr. Dass wir irgendwann keine jungen „Hüpfer“ mehr sein können, weil unsere „Knackigkeit“ sich nur auf die Gelenke bezieht – geschenkt. Schlimmer finden es die meisten, wenn die Unordnung in den

Kopf einzieht, man vergesslich wird und nicht mehr weiß, wer man selbst und die anderen sind. Das nennt man Alzheimer oder Demenz.



Wer diesen Abbau bei seinen Eltern erlebt, leidet darunter. Plötzlich ist man als „der Vernünftigere“ verantwortlich und zuständig für alles. Die Betroffenen selbst merken manchmal wenig von ihrer Veränderung, aber oft spüren sie dennoch, dass etwas nicht stimmt, und sie werden wütend darüber. Aber wie ist es für die Enkelgeneration? Die haben ihre Großeltern meist noch fit und unternehmungslustig erlebt, vielleicht mit mehr Zeit und Geduld, weil sie als Rentner nicht mehr so eingespannt waren. Und dann verändern sie sich. Das spüren auch Kinder.

Das Mädchen Nele hat genau diese Erfahrungen gemacht, und sie erzählt davon. Ihr Opa war immer ein feiner Herr mit den guten Manieren eines Kavaliers, der mit Nele spazieren ging, den Hund ausführte, Kuchen backte und angelte. Doch eines Tages hat er keine Lust mehr, sich gut anzuziehen und zu pflegen. Am Nachmittag trifft Nele ihn im Schlafanzug an. Der Opa will auch nicht mehr viel spazieren, streckt anderen Erwachsenen die Zunge heraus und angelt in der Toilettenschüssel. Was ist nur los? Nele will sich für ihren geliebten Opa etwas einfallen lassen und beaufsichtigt nun ihn, umgekehrt wie früher. Sie bäckt, bindet ihm die Krawatte, rasiert den Opa und erzählt ihm Geschichten von seiner Frau, der Oma. Denn Opa, der von seinem Kopf als von einem riesigen Palast voller Wunder sprach, findet nun zu vielen Zimmern keinen Schlüssel mehr.

Jedes Wort, das Nele erzählt, lässt einen erwachsenen Leser erschrecken. Doch Nele jammert nicht, sie versucht den Opa zu verstehen und ihm zu helfen. Dass das nicht lange geht, erklärt ihr der Hausarzt, aber ihre Mutter tröstet sie: „Du hast eben zwei Opas: den von früher – und deinen Andersopa.“ Und schon die fröhlichen Farben der heiteren Bilder, die lächelnden Münster, die liebevollen Blicke vermitteln, neben den Texten, eine Entspanntheit, die man nicht erwartet, die auch leider oft nicht existiert.

Vielleicht würde es uns allen gut tun, so gelassen zu reagieren. Wenn man etwas nicht ändern kann, muss man das Beste daraus machen, so sagt man. Neles Beispiel hilft jedenfalls jedem Kind, die Situation besser zu verstehen, und sie macht Mut, Wege des gemeinsamen Weitergehens zu suchen. Denn so, wie keine Mutter ihrem brüllenden, müffelnden und spuckenden Säugling böse sein kann, weil sie weiß, dass das dazugehört, so sollten wir auch unseren alt gewordenen und dementen Mitmenschen begegnen. Voller Fürsorge, voller Liebe, voller Achtung. Wir werden alle älter.



Christine Nöstlinger & Sophie Schmid: *Der Überzählige*. Nilpferd 2019 · 48 S. · ab 6 · 19.95 · 978-3-7074-5232-7

Was für eine Vorstellung: Einer zu viel zu sein. Von Dingen können wir zwar gar nicht genug bekommen, aber Menschen in Gruppen? Da ist schnell erkannt, wer – in den Augen der anderen – „überzählig“ ist. Der Volksmund kennt sogar Ausdrücke für diese Situation: „Drei sind einer zuviel“ war nicht nur der Titel eines Romans von Barbara Noack und Vorlage einer TV-Serie, und „das fünfte Rad am Wagen“ klingt auch sehr „nett“ (auch wenn man beim Auto über ein Ersatzrad manchmal recht



froh ist). Die Situation selbst ist so unangenehm wie geläufig. Ob als Single in der Tanzstunde, als zwölfter Spieler beim Fußball oder der eine Überzählige in einer limitierten Gruppe – für die Betroffenen fühlt es sich immer blöd an. Dabei heißt die Konsequenz oft einfach nur: Warten bis zur nächsten Runde.

Eine viel schlimmer empfundene Überzähligkeit erzählt uns hier Christine Nöstlinger. Sie berichtet ein eigenes Erlebnis aus dem Sommer 1945, wo Kinder aus Wien mit der „Kinderlandverschickung“ für einige Wochen zu Bauern geschickt wurden, damit sie sich einmal richtig satt essen konnten. Eine läbliche Idee, war doch die Versorgung der Bevölkerung in allen kriegsteilnehmenden Ländern auch nach dem Waffenstillstand katastrophal, worunter besonders Kinder zu leiden hatten, die „nichts zuzusetzen“ hatten, wie man das so plastisch nannte. Auch die achtjährige Christine, schüchtern und zum ersten Mal von Zuhause fort, soll auf einen solchen Transport mit, bei dem keiner fragte, ob die Kinder das wohl selbst erstrebenswert fanden.

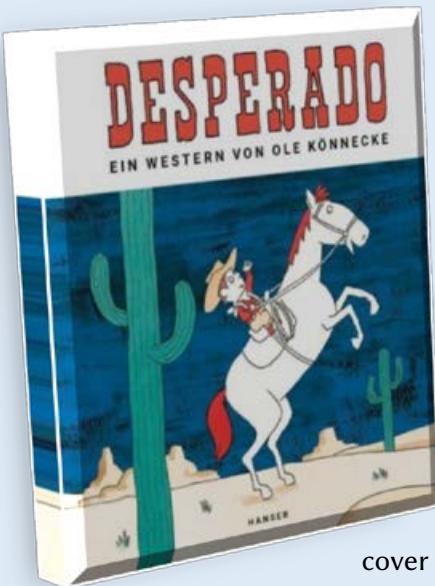
Jedes Kind erhielt dazu eine Pappkarte mit seinen Daten und dem Zielort um den Hals gehängt, dann wurden sie mit wenigen Betreuern im Zug sich selbst überlassen. Und da die anderen Kinder im Abteil sie „übersahen“, stellte sie sich ans offene Zugfenster und betrachtete Dörfer, Felder und Kühe – alles Dinge, die sie noch nie gesehen hatte. Doch dann geschieht das Malheur: Die Karte reißt sich los und ist fort, und Christine weiß nicht, wohin sie bestimmt war. Bis zur Endstation bleibt sie im Zug, stets hoffend, dass sie alles richtig macht. Dort erwartet man eine Gruppe von 20 Kindern, die von den Bauern für ihre Höfe ausgewählt werden. Zwar ist Christine die zehnte „Erwählte“, aber dafür bleibt am Ende ein rothaariger Junge als Nummer 21 übrig. Und die Rolle als „Überzähliger“ wird er nicht mehr loswerden, was Christine mit ohnmächtiger Trauer miterlebt.

Eine Geschichte, in der der Leser in die gleiche Verzweiflung gestürzt wird, wie sie die Achtjährige damals empfunden haben mag. Unwillkürlich und fast zwangsläufig kann man jede Regung nachfühlen, empfindet gleichzeitig die Erleichterung, selbst ungeschoren geblieben zu sein wie die Schuld, sich nicht zur eigenen Nachlässigkeit bekannt zu haben. Und es stellt sich, dies voraus, die ständige Frage: Wie hätte ich mich selbst verhalten, wäre ich mutiger gewesen?

Der reine Text würde diese Erzählung schon ausreichend tragen, Nöstlinger weiß einfach, wie man Saiten anklingen lässt und Akzente setzt. Und doch machen erst die Bilder aus diesem Buch ein großes Kunstwerk, sind sie doch mit der gleichen Raffinesse und gedanklichen Durchdringung gestaltet wie die Worte. Bilder und Filme aus jener Zeit waren meist schwarzweiß, was heute oft ungewohnt erscheint. Auch hier kann man mit etwas „Unschärfe“ die Farbskala monochrom nennen, besteht sie doch aus stumpfen Sepiatönen, die mal mehr ins Gelbliche, mal mehr ins Rötliche changieren. Grundsätzlich sind alle Szenerien völlig realistisch und sehr zeittypisch ausgeführt, doch deutlich unterschieden in sehr fein gezeichnete und uni kolorierte Figuren von Kindern, Müttern und Bauern, die sich vor schattenrissähnlichen Silhouetten von Waggons, Bahnhofshalle und Bäumen bewegen. Alles zusammen erinnert oft an alte Fotos aus der eigenen Familie, die leicht retuschierend überarbeitet wurden – ein so authentischer wie kunstvoller Weg der Visualisierung. Der Blick in eine rätselhaft-historisch erscheinende Welt sollte für Kinder faszinierend und informativ sein – mir schienen die Bildthemen seltsam vertraut, obwohl selbst meine lange zurückliegende Kindheit nach den 1940er Jahren lag.



Ein tief anrührendes Buch über eine Zeit, die längst vergangen ist, und eine Problemsituation, die auch heute aktuell ist und bleibt. Ein Appell gegen Ausgrenzung und für Zivilcourage. Hervorragend!



Desperado. Ein Western von Ole Könnecke. Hanser 2019 ·  
36 S. · ab 3 · 14.00 · 978-3-446-26434-2

Es gibt Comics, die machen nicht nur Freude, sondern stiften zum Nacheifern an. Viele Kinder denken jetzt vielleicht an Super- oder Batman, wenige wohl an Asterix oder Disney. Mir waren als Vorbilder die einen zu „allmächtig“, die anderen zu schwächlich. Gefallen hätte mir aber immer eine Rolle als „Lucky Luke“, der einsame Cowboy, der als Held und Retter zumindest eine Spur näher an Erreichbarem schien. An ihn musste ich schon beim ersten Anblick dieses Buches denken: Auf dem vorderen und hinteren Innencover reitet da eine Cowboysilhouette auf seinem treuen Pferd zwischen Kakteen in den Sonnenuntergang – ein klassisches Westernmotiv. Bei Lucky hätte noch die lässige Zigarette in den Mundwinkel gehört, doch das passt heute nicht mehr zum Zeitgeist.

Schon die erste Textzeile bricht mit unseren Erwartungen: *Jeden Morgen reitet Roy auf seinem Pferd Desperado in den Kindergarten*. Oha, dieser Western spielt trotz der eindeutigen optischen Zuordnung nicht ganz auf der gewohnten Ebene. Die nur teilweise farblich akzentuierten Zeichnungen bilden zwar einen sehr kleinen Cowboyknirps ab, aber sowohl sein Pferd wie die unverkennbaren Umrisse des Monument Valley wecken andere Assoziationen. Das setzt sich fort auf den folgenden Seiten, die zwar einerseits vertraute Kindergartenszenen zeigen, aber unverändert die Kostüme und das „Bühnenbild“ des amerikanischen Westens vor hundert Jahren übernehmen.

Ich verrate kein Geheimnis, wenn ich diesen kleinen Roy als sehr fantasiebegabtes Kind vorstelle, dessen Einbildungskraft sich gegen den normalen Alltag energisch durchsetzt. Durchgehend doppelbödig wechselt der Text munter zwischen den realen Ereignissen und den Träumereien, die Roy sich dazu einfallen lässt. Eines Tages ist nämlich seine Lieblings-Kindergärtnerin Heidi verschwunden und es herrscht Chaos in der Tagesstätte. Roy ist klar: Black Bart und seine Banditen haben Heidi entführt, um sie – gegen ihren Willen – zu heiraten. Das muss er verhindern, und das wird er auch schaffen, dank seiner guten Einfälle und seines treuen Pferdes Desperado. Wie das im Einzelnen vor sich geht, wird hier nicht verraten, aber es ist eine sehr abenteuerliche und heldenhafte Geschichte, wie sie im Wilden Westen fast an der Tagesordnung waren.

Wie Ole Könnecke das erzählt, gibt dem Leser oder Zuhörer keine Möglichkeit, nicht gefesselt zu sein, zu bersten vor Lachen, zu zittern vor Spannung und sich tief zu verneigen vor so viel Raffinesse und Heldenmut. Dazu tragen auch die Bilder ihren gehörigen Teil bei, verzichten sie doch, ganz passend zu Roys eigener Vorstellungswelt, auf allzu große Rücksichtnahme auf Wahr-



scheinlichkeit, physikalische Gesetze und anatomische Möglichkeiten. Das bergsteigende, senkrechte Wände erklimmende Pferd sei hier nur als Beispiel genannt. Natürlich könnte man auf den Einwand kommen, die Rollenverteilung sei doch allzu konservativ: Die schwache Frau im bodenlangen Rock, die von ihrem männlichen Beschützer, so klein er auch sein mag, gerettet wird – das ist nicht wirklich innovativ. Andererseits wird auf Gewalt und Waffen verzichtet, sondern mit Köpfchen gekämpft, und das ist schon recht modern. Und modern ist auch die Bescheidenheit des Helden, der auf die Elternfrage, wie es denn im Kindergarten gewesen sei, lapidar antwortet: „*Och, eigentlich wie immer.*“ So müssen Helden (und auch Heldinnen!) sein. Und wer so seinen Tagesablauf „erledigt“, wird auch nie auf die Idee kommen, vor dem Kindergarten (oder sonst etwas auf der Welt) ängstlich zu sein. Eine gute Botschaft!



Renate Habinger: Ich brauche ein Buch, denkt Rotto und macht sich auf die Socken. Eine neue Geschichte aus Unter- dachsberg. Tyrolia 2019 · 32 S. · ab 5 · 16.95 · 978-3-7022-3799-8

Wenn man ein paar Tausend Bücher gelesen hat, meint man oft, es könne einen nicht mehr viel überraschen. Und dann kommt dieses Buch. Es ist mein erstes Bilderbuch mit einem einleitenden Personenverzeichnis. Und was gibt es da für komische Figuren: Dieser Rotto ist so etwas wie ein Einohrhase, etwas lädiert aussehend, was bei Kuscheltieren aber für intensives Geliebtwerden spricht. Viele andere Tiere werden ebenfalls vorgestellt: Immerundewig, die stets fragende und darum sehr kluge Schildkröte, Leonore Schnabel, die Bibliothekseule, und Aua, der Hypochonder, der nicht googelt, sondern lieber liest. Außerdem gibt es noch einen Kellner, aber der ist gezeichnet – und ganz viele andere. Ach ja, das sagte ich ja noch gar nicht: All die anderen Tiere sind reale Plüschgestalten, die fotografiert wurden. Denn fast alle Bilder hier sind Fotos, große und kleine, komplexe und einfache, dazwischen ein paar Illustrationszeichnungen.

Aber bleiben wir zunächst bei Rotto. Der lebt, wie alle hier, in Unterdachsberg, einem wunderbaren Ort, in dem es neben vielem anderen auch eine Baumbücherei gibt. Allein in die raffinierten Bühnenbilder des Ortes und der Bücherei kann man sich schon unsterblich verlieben. Rotto aber ist ein wenig unzufrieden. Er strickt nämlich leidenschaftlich gerne und hat ein Knäuel Wolle in einem ganz herrlichen Nachtblau. Was ihm allerdings fehlt, ist eine gute Idee, was er daraus stricken könnte. Vielleicht hat die Bücherei ja ein Strickbuch mit einem passenden Vorschlag? Doch dort war er vorher noch nie. Er ist also ein wenig unsicher und ängstlich, als er die dunklen Räume betritt, doch bald ziehen ihn die vielgestaltigen Bücher (und die ebenfalls vielgestaltigen Besucher) in ihren Bann.

Um sich nicht zu verlaufen, befestigt er einen Ariadnefaden am Eingang und schlängelt sich dann durch die Regalreihen und Stockwerke. Fast will er schon aufgeben, da findet er doch noch das Gesuchte – und einen Freund dazu. Doch jetzt hat er alle anderen Büchereinutzer mit seinem



Faden gefesselt und muss sie erst einmal wieder entwirren. Eine gleichzeitig turbulente und gemächliche Geschichte entwickelt sich, die ihr am besten selber lest.

So anschaulich und informativ der Text auch ist, die größte Kunst sind die Bilder. Renate Habinger hat nicht nur die Figuren in Handarbeit geschaffen, sondern auch verblüffende Szenerien und Bühnenaufbauten aus den unglaublichesten Dingen erbaut, in denen sie ihre Protagonisten arrangiert und dann fotografiert. Dabei wird ganz schnell klar, dass das Prinzip dieser Ansichten gar nicht so neu ist. Ich habe selbst als Kind aus allem, was ich in die Finger bekam, fantastische und irreale Szenerien erbaut und sie mir als Wirklichkeit ausgemalt. Habinger kann das besser, aber als Anregung für eigenes Rollenspiel eignet sich dieses Buch ebenfalls. Ein höchst kreativer Ansatz also, eine ganz ausgefallene Optik zu erschaffen – dabei oft mit „vorhandenen Bordmitteln“.

Erst am Schluss begreife ich, dass dies nur ein Band einer ganzen Reihe ist, die auf die gleiche Weise den kleinen Kosmos von Unterdachsberg vorstellen. Und wenn eines klar ist, dann dieses: Die anderen Bände muss ich auch noch anschauen! Ich lasse mich nämlich gerne überraschen, vor allem von schönen und einfallsreichen Ideen. So wie hier.



Rafik Schami & Gerda Raidt: *Elisa oder Die Nacht der Wünsche*. Hanser 2019 · 32 S. · ab 4 · 14.00 · 978-3-446-26441-0

Manchmal regen wir uns über andere Völker auf, die, uns unverständlich, bestimmte Dinge ihres Kulturkreises für tabu erklären, Witze und unehrerbietige Äußerungen darüber missbilligen oder sogar bestrafen. Da halten wir uns selbst für aufgeklärter, offener, freier in unserer scheinbaren Toleranz. Wer in den letzten Jahren die öffentlichen Aufschreie um die Weihnachtszeit verfolgte, wird diese „Toleranz“ schmerzlich vermisst haben: Ob Zipfelmännchen oder Lichterfest, jede Abweichung vom Gewohnten rüttelte an den Grundfesten unseres Abendlandes. Doch sind wir christlich verortet, wenn wir den von Coca-

Cola erfundenen Weihnachtsmann als wesentlich empfinden? Ist der hektische Konsumrausch, der heutzutage den Advent erfüllt, Kern der christlichen Botschaft?

Ich ahne, dass das vorliegende Buch möglicherweise auch in bestimmten Kreisen für Empörung sorgen könnte. Allzu liebgeworden sind uns die Gewohnheiten, die vertrauten, nichtsdestotrotz falschen Bilder. Hier lesen wir (und sehen, aber dazu komme ich später) von einem Weihnachtsmann, der so gar nicht in unsere Vorstellung passen will: Er ist frustriert vom jahrelangen Marathon des Schenkens, uninteressiert an den Menschen und ihren Sorgen, müde und übergewichtig. Doch, und das ist eine weitere Neuigkeit, er hat eine Frau, Elisa. Die sitzt, kurz vor Weihnachten, neben ihrem schlafenden Mann und erinnert sich daran, wie er früher war. Nicht nur jünger und schlanker, auch voller Leidenschaft für sein Tun, stets bereit zu Extratouren und an



der ganzen Welt interessiert. Inzwischen meidet er Afrika, die Pole, Asien und Arabien, weil er sich nicht „anstecken“ will, man dort das Falsche isst oder den „falschen“ Glauben hat.

Und Frau Weihnachtsmann weiß auch nur zu genau, wann diese Entwicklung begann. Eines Tages nämlich kam er von seiner Tour zurück mit einem rot-weißen Mantel und einer Zipfelmütze. „Nette Männer“ hatten ihm die Sachen geschenkt – und dazu ein paar rotweiße Flaschen einer säuerlich-klebrigen Limonade, von der er seitdem ganze Kästen konsumierte. Seither wurde er dicker, träger, abweisender. Kinder und ihre Wünsche interessierten ihn nicht mehr. Das aber will und wird die Frau des Weihnachtsmannes ändern – und wenn sie selbst in die Geberrolle schlüpfen muss. In einem zweiten Erzählstrang geht es um einen kleinen dunkelhäutigen Jungen, der weint. Zum einen, weil ihn Größere geschlagen haben, aber auch, weil seine Mutter zu arm ist, um ihm seinen Weihnachtswunsch zu erfüllen. Wie sich die beiden Stränge kreuzen, und mit welchem Ergebnis, das darf jeder selbst lesen.

Es ist ein Alarmzeichen, dass wir bei der Nacherzählung bereits wissen, worum es geht: Die meisten von uns würden den rotweiß gekleideten Mann mit Rauschebart mühelos identifizieren, ebenso die Limonade in rotweißen Flaschen; die Werbung hat sich tief in unser Bewusstsein eingegraben. Und wir wissen eigentlich auch, dass die Nebenwirkungen dieses Getränks hier ziemlich gut beschrieben sind. Dennoch widerstrebt einem die gezeigte Vorstellung zunächst. Doch ist sie abwegig? Zeigt sie nicht genau das, was unter den aktuellen Bedingungen zu erwarten wäre – und macht damit aufmerksam auf ein gesellschaftliches Problem, das wir in Europa und in Amerika haben?

Damit keine Missverständnisse bei diesem Buch aufkommen, beschränkt es sich nicht auf den Text, sondern wurde von Gerda Raidt zusätzlich sehr plastisch und anschaulich illustriert. Ihre Bilder schwelgen teilweise in bunten Ansichten voller Gemütlichkeit und Weihnachtspracht, ganz so, wie wir das lieben. Doch dann wechselt der Stil. In den Rückblenden in frühere, emotionaler und sinnvollere Zeiten wird nicht nur der Weihnachtsmann schlanker, einfacher, zugewandter. Auch die Bilder setzen diesen Akzent, verzichten auf Prachtentfaltung, gehen „in Sack und Asche“, aber dafür mit vollem Herzen. Der junge Weihnachtsmann changiert dabei zwischen Jesusfigur und Hippie, hat mit Werbung und Konsum noch wenig im Sinn. Sein manchmal überbordendes Engagement findet sogar höchste Bewunderung – aber es ist vorbei. Geopfert dem Zeitgeist, der Oberflächlichkeit, der Selbstbezogenheit, mit gleichzeitiger Frustration. Diesen Typ haben viele von uns in sich – und dieses Buch will uns den Weg zurück zeigen. Zurück zum Ursprung, zu Nächstenliebe und Miteinander.

Ich könnte jetzt noch sagen: Und das muss uns ein geborener Syrer sagen? Darf der das überhaupt? Er darf nicht nur, er muss. Wenn wir den Blick in den Spiegel nicht mehr wagen, muss ihn uns jemand vorhalten. Schami und Raidt tun das mit einer schon für Kinder verständlichen und bei aller Kritik liebevollen Geschichte. Danke dafür!



## Wir haben gelesen:

- (1) Einar Turkowski: Die Stadt, das Mädchen und ich. Jacoby&Stuart 2019 ..... 2
- (2) John Hare: Ausflug zum Mond. Moritz 2019 ..... 3
- (3) Satomi Ichikawa: Freunde sind wir. Jacoby & Stuart 2019 ..... 4
- (4) Brendan Wenzel: Der stille Stein. NordSüd 2019 ..... 5
- (5) Liu Xun: Zähnchen, Zähnchen, auf das Dach! Edition Bracklo 2019 ..... 7
- (6) Julie Fogliano & Lane Smith: Das Haus, das ein Zuhause war. Sauerländer 2019 ..... 8
- (7) Allen Say: Der Kranichbaum. Mein erstes Weihnachtsfest. Edition Bracklo 2019 ..... 9
- (8) Marina Jansohn: Papas Päckchen. Jacoby&Stuart 2019 ..... 10
- (9) Mascha Kaléko & Hildegard Müller: Der König und die Nachtigall. Tulipan 2019 ..... 12
- (10) Mark Janssen: Ich bin eine Insel. Sauerländer 2019 ..... 13
- (11) Ivan Gantschev: Der Weihnachtzug. classic-minedition 2019 ..... 14
- (12) Rolf Barth & Daniela Bunge: Mein Andersopa. Hanser 2018 ..... 15
- (13) Christine Nöstlinger & Sophie Schmid: Der Überzählige. Nilpferd 2019 ..... 16
- (14) Desperado. Ein Western von Ole Könnecke. Hanser 2019 ..... 18
- (15) Renate Habinger: Ich brauche ein Buch, denkt Rotto und macht sich auf die Socken. Eine neue Geschichte aus Unterdachsberg. Tyrolia 2019 ..... 19
- (16) Rafik Schami & Gerda Raidt: Elisa oder Die Nacht der Wünsche. Hanser 2019 ..... 20